

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 7

Artikel: Hermann Hesses "Glasperlenspiel"
Autor: Faesi, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hermann Hesses „Glasperlenspiel“

Von Robert Faesi

Jedes neue Buch Hesses bedeutet eine Ueberraschung, zeigt ihn in gewechselter Richtung ausschreitend, und erobert ihm zu seinem Reich eine neue Provinz hinzu. An innerer Spannweite, an seelischem Reichtum kommen ihm wenige gleich. Aber doch bietet sein Gesamtwerk das Bild eines Kontinuums, und der Platz, den das Glasperlenspiel darin einnimmt, liesse sich mit der Feststellung andeuten, dass es als Grenzprovinz den Raum über „Siddhartha“ und die „Morgenlandfahrt“ ausgeweitet hat, und am entferntesten von der zerklüfteten wilden Landschaft des „Steppenwolf“ und dem aufgerissenen heissglühenden Vulkangebirge von „Klingsors letztem Sommer“ liegt.

Es breitet sich in einfacher, gleichmässiger Ruhe als ein sanftes, weltabgelegenes Gefilde aus, eine Provinz des Friedens, fast morgenländisch patriarchalisch anmutend. Dies Gleichnis hätte auch dann Geltung, wenn der Osten nicht tatsächlich als geistiger Raum den neuen Roman bestimmen hülfe. Indisches Yoga, chinesische Weisheit nimmt darin einen Ehrenplatz ein, und ein ganzes Kapitel ist der Leser bei einem alten Sonderling und Einsiedler zu Gast, der in seiner bambusumstandenen Hütte, an seinem Goldfischteich ganz und gar zum Chinesen geworden ist.

Ehrwürdige Ueberlieferung aus der Menschheitsfrühe wird wachgerufen; aber sie stellt nur das Fundament der geistigen Gesamttradition dar, dem sich als obere Schichten Antike und Christentum mit ihren mehrfachen humanistischen Umformungen bis ins 18. Jahrhundert anfügen. Nicht als ob ein historischer Roman vorläge, eine Rückverlegung etwa ins Mittelalter wie in „Narziss und Goldmund“; auch führt uns der Verfasser nicht in die Gegenwart wie in „Demian“ und „Steppenwolf“, sondern ausgerechnet in die unbrettere Sphäre der Zukunft, mit einem Sprung über mehrere Jahrhunderte weg. Geographisch aber bleiben wir auf eigenem Boden, auf Schweizergebiet oder in Hesses engerer süddeutscher Heimat, jedenfalls immer in gut mitteleuropäischem Raum.

Ja von dem Zukunftsgemälde lässt sich behaupten, dass es durch die Züge der grossen europäischen Tradition viel deutlicher und wesenhafter bestimmt wird als unsre eigne Gegenwart. Diese erscheint, aus der futuristischen Perspektive gesehen, als das Zeitalter der grossen Kriege und Umwälzungen, gekennzeichnet auch durch die schrankenlose Entfesselung der Einzelkräfte, seien es solche des Individualismus oder der Technik und Wirtschaft.

Doch in den paar Jahrhunderten nach 1943 hat eine Richtungsänderung und Umwertung stattgefunden. Die Vorzeichen und Gestirne haben gewechselt: der aggressive Mars und der flutende Neptun — um in astrologischen Symbolen zu sprechen — haben sich ausgetobt und abgewirtschaftet; die neue Aera steht weit eher unter der Herrschaft des retardierenden Saturn und des ordnenden Jupiter. Das drohende Chaos ist noch einmal beschworen worden, und der neue Weltstand wird stärker von Ordnung als von Gleichheit und Freiheit bestimmt.

Allerdings wird aus ihm nur ein kleiner Ausschnitt vorgeführt, jener, wo sich diese Mächte der Ordnung, sogar der Ueber- und Unterordnung, also der Hierarchie, in einer Sphäre geistiger Sammlung am reinsten entfalten können. Was draussen in der „Welt“ vorgeht, davon erfährt der Leser ungefähr so viel oder so wenig, als ein Klosterbruder oder ein stiller Bibliothekar. Die Kinder der Welt, so wird uns versichert, treiben es, wie sie es je und je getrieben; das gewaltige und gewaltsame Spiel der Politik und Wirtschaft, des Interesses, des Ehrgeizes und der Macht geht nach den alten harten Regeln weiter. Autos durchsausen und Rundfunkwellen durchschwingen die Weite, und die Erfinder und Entdecker sind noch am Werk.

Aber doch ist es weder das Zeitalter der Mechanisierung noch des Kommunismus; weder Wells' noch Shaws, noch Ernst Jüngers kühne konstruktive Phantasien haben sich durchgesetzt. Es scheint keine Welt zu sein, in der wir Heutigen hinterwälderisch fremd oder verloren wären; nicht einmal die Künstler, die Gelehrten oder Frommen. Im Gegenteil, die Söhne des Geistes sind wohl aufgehoben, wenn sie sich auch des weltlichen Wohllebens um der innern Freiheit und äussern Geborgenheit willen enthalten müssen. Zukunftsgemälde von Dichtern sind meistens Utopien oder Untergangsvisionen. Die Menschen sind entweder zu Engeln oder Dämonen geworden, das Paradies ist wiedergefunden und das tausendjährige Reich angebrochen, oder aber die janusköpfige Eschatologie kehrt das andere Gesicht hervor: das des jüngsten Gerichts, des dies irae, des Höllensturzes. Aber Erlösung oder Verdammung, es ist ein Ende, ein Aeusserstes.

Das „Glasperlenspiel“ hingegen führt uns ein Zeitalter vor, das gleich den andern ist, und doch auch wieder anders als die andern. Nicht schlechter, eher um ein paar Grade besser als das unsrige, über welches der Chronist und seine Zeitgenossen als über eins der Entartung bedenklich die Köpfe schütteln. Die heute aus den Fugen geratene Welt ist leidlich wieder eingerenkt worden, und zwar, wie gesagt, im Sinn

einer Wiederherstellung, beinahe einer „Restauration“, und vor allem einer Wiederbesinnung auf die altbewährten, erhaltenden gültigen Werte. Die Problematik der Technik scheint überwunden, die Hybris der Seelen durch Normen gebändigt, Uebermass, aber auch Ueberschwang sind grösserer Sachlichkeit gewichen. Kein Reich der Söhne, dies Zukunftsreich, und am wenigsten der väterfeindlichen, emanzipierten, verlorenen Söhne.

Manche Züge scheint Oswald Spenglers Zukunftsvision geliefert zu haben; der Titel „Untergang des Abendlandes“ ist ja irreführend, was er glaubte heraufkommen zu sehen, war vielmehr der vielleicht lange, ergiebige und abgekühlte Lebensabend einer Kultur nach der Krise des Klimakteriums. Auch in der Aera des „Glasperlenspiels“ ist die schöpferische Jugendzeit vorüber, aber was sie einstmals erzeugte, das befestigen und werten die Enkel aus, sie stehen im Genuss einer bewussten, haushälterisch gepflegten Fruktifizierung. Das Gesetz, nach dem die europäische Kultur angetreten, ist die Bahn, in der nüchtern und sachlich, ohne übertriebene Hoffnungen und Illusionen, ohne eitle Selbstüberschätzung und gewaltsamen Ehrgeiz fortgeschritten wird. Also weder Zukunftsmusik, noch Musik des Untergangs. Musik des Untergangs: dieser chinesische Ausdruck fällt im „Glasperlenspiel“ und fiel schon in „Klingsors letzter Sommer“, ja er bezeichnet recht eigentlich das Wesen dieser früheren, alle Zauber und Reize der Auflösung entfesselnden Erzählung.

Im Mittelpunkt des neuen Romans steht ausgerechnet diejenige Provinz des Zukunftsreiches, wo das geistige Erbe verwaltet wird. Und das geschieht mit einer vorbildlichen Pietät, Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Oekonomie, die sich seines unerreichbaren Wertes verantwortungsvoll bewusst ist. Die Sparer und Wahrer des Geistes sind am Werk, nicht mehr wie heut die Verschwender und Zehrer, und sie werden durch Haushalten sogar zu Mehrern und lassen den Hort seine Zinsen tragen. Allerdings regiert der Geist die Lebensgesamtheit nicht in erheblich höherem Grade als ehedem. Aber er hat sich wiedergefunden, und zwar gerade durch Lösung aus der heutigen Verstrickung ins Weltleben, darin er sich bis zum Selbstverrat und Selbstverlust erniedrigte, statt es, wie er meinte, seinerseits lenken zu können. Die politischen Machthaber hatten ihn rücksichtslos ihren eigenen Zwecken dienstbar gemacht, und nicht die Fakultäten, sondern die Generäle hatten bestimmt, wieviel zwei mal zwei sei. Diese Zeit, in der das Salz dumm, und der Geist faul und feil geworden war, unsre Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts, benennt der Chronist das Zeitalter des Feuilletons, und ohne es überheblich zu verurteilen, erscheint es ihm doch beinahe unverständ-

lich mit seiner seichten Popularisierung aller Bildungs- und Wissenswerte, der Liebedienerei seiner Künstler und Gelehrten gegen oben und unten, nämlich gegenüber den Machthabern und ihren Zwecken, und gegenüber den Scheinbedürfnissen der Lesermassen und Massenleser.

Schmerzliche Erkenntnisse, tiefer Ueberdruss mögen Hermann Hesse diese eindringlichen Seiten diktirt haben, die wie eine Ausmalung von Georges Iakonischem Wort: „Siech ist der Geist“ anmuten. Doch die Erkenntnis der Ohnmacht des heutigen Geistes ist ja schon eine allgemeine geworden, und die Versuche haben sich gemehrt, seinem Sichverlaufen ins Breite und Flache, in Sand und Seichtigkeit Einhalt zu tun, und ihn zurück zu rufen aus unfruchtbaren Steppen, die er nicht fruchtbar zu machen verstand. Ein wahres Beispiel dafür hat gerade Stefan George mit seinem „Kreis“ gegeben, und einen andern Kristallisierungsversuch, den engen und noch zum Untergang bestimmten Ansatz zu einer Elitegemeinschaft, hatte Hermann Hesse selber in seinem „Demian“ dargestellt.

Die beunruhigende Ueberzeugung Nietzsches, dass Verbreiterung und Verflachung der Bildung einander gegenseitig bedingen, scheint in Hesses Zukunftsreich den Entschluss zu einer Gegenbewegung im Sinn der Verengerung und Vertiefung ausgelöst zu haben. Die Geistigen haben Busse getan für ihre Sünden, haben sich, in der Einsicht, dass Geist und Leben nicht zur völligen Durchdringung gebracht werden können, beschränkt und beschieden, eine Haltung der Selbstbessinnung, des Insichgehens, der Selbstreinigung einzunehmen.

Darum wohl nennt sich der Orden der Geistigen nach dem lautern kastalischen Quell, und der Gegenstand des Romans ist recht eigentlich Wesen und Schicksal dieses kastalischen Ordens. Er hat in Hesses Werk seine Vorläufer und Vorformen schon in der geheimnisvollen Gesellschaft der Morgenlandfahrer. Mutet die „Morgenlandfahrt“ als mystisch romantische Vision dieses Wunschbildes poetischer, aber dämmerhaft an, so das „Glasperlenspiel“ wie eine mit andächtiger Versenkung Strich um Strich fast übergenau ausgeführte Zeichnung. Modell zu diesem Zukunftsorden haben dem Dichter zweifellos alle möglichen geistigen, ja geistlichen Kongregationen aus der ganzen Geschichte gestanden. Eine Ordensgemeinschaft hat ja wohl ihre Eigengesetze und -formen, und in welchem Mass sich der Dichter dieser typischen Züge bedient hat, wird dem Leser in dem Kapitel bewusst, das den kastalischen Ordensbruder Josef Knecht für ein paar Jahre als Sendling und Gast in ein Benediktinerkloster führt.

Das ist eine der wichtigen Stationen auf dem Lebenswege Knechts; Berufung, Studienjahre, die Mission, Magister Ludi,

Im Amte heissen andere Kapitel, und seine Biographie vom Eintritt in den Orden bis zu seinem unerwarteten Austritt und jähren Tod ist die Fabel des Romans. Keine fabelhafte, keine romanhafte Fabel, eine schlicht nüchterne, etwas asketische sogar. Die abenteuerlichen Verstrickungen in die Arme der Frau Welt, die Siddharthas Schicksalsweg so bunt machen, fehlen ganz und gar. Im strengen Rahmen der Ordensordnung vollziehen sich Dienst und Aufstieg Knechts, und der Dichter schiebt diese Biographie einem später lebenden kastalischen Bruder in die Feder, der damit geradezu einen Beitrag zur Ordensgeschichte leistet. Der Chronist beruft sich auf Quellen: Archivakten, Augenzeugenberichte, mündliche Ueberlieferungen und den literarischen Nachlass Knechts selber.

So liest sich denn Hesses Buch in der Tat kaum anders als die klug und gerecht geschriebene Chronik eines Klosterbruders, die meisterhafte Biographie eines Gelehrten oder Weisen. Dem Typus des amerikanischen Bestsellers von heute, der uns mit Aussenwelt im Rohzustand überfüttert, ist dieses Buch stracks entgegengesetzt, und als Gegengewicht eben darum willkommen. Das Abwechslungsbedürfnis, die Phantasie, die Sinne kommen in Hesses andern erzählenden Werken mehr zu ihrem Recht. Mit solchem Verzichte ist ein Gewinn geistiger Art erkauft, und wie der kastalische Orden selbst einen asketischen Zug der Enthaltsamkeit und Sublimierung trägt, so das Buch, denn dem Thema ist seine Ausführung gemäss.

Ein Sonderfall von „Roman“, in höherem Masse noch als etwa Thomas Manns „Joseph“, der von seinem Verfasser selbst als „verkleidete Essayistik“ bezeichnet worden ist. Gerade die Einleitungskapitel beider Bücher sind beinahe schon unverkappte Essayistik, eigentliche Abhandlungen, im einen Fall wie im andern höchst interessante. Uebrigens greifen diese modernen Autoren eine nie ganz abgebrochene, aber im 18. Jahrhundert besonders kräftige Tradition der Romangattung auf. Man erinnere sich nur der „Wanderjahre“ Wilhelm Meisters. Und an eben diese Wanderjahre erinnert uns Hermann Hesse seinerseits völlig unmissverständlich und absichtlich, indem er die „pädagogische Provinz“ mit Namen nennt. Eine solche pädagogische Provinz bedeutet in seinem Zukunftsreich eben der kastalische Orden.

Für den Mangel an Aussenwelt entschädigt in diesem Buch der Reichtum an Innenwelt, mit dem zumal die Hauptgestalt Josef Knecht gesegnet ist. An Sympathie kann es ihm beim Leser nicht fehlen, weniger noch als dem Thomas Mann'schen Joseph, der, aller weltweiten Unterschiede ungeachtet, aus ähnlichem Holz geschnitzt scheint, sehr edlem, feinfaserigem, erlesenen Holz. Sie sind beide Begnadete, Berufene, Auser-

wählte, ein Schein göttlichen Wohlgefallens schwebt über ihnen, und die Liebe und Auszeichnung der Menschen fällt ihnen zu.

Ohne Ehrgeiz und Zielstrebigkeit, zu vornehm für Zwecke und Mittel, steigt der Jüngling mit dem bescheidenen Namen Josef Knecht als einer, der gerne dienen will, in herrschende Stellung auf, vermöge seiner Wohlgeratenheit, Hochbegabtheit und harmonischen Ebenmässigkeit, die man fast Anmut nennen möchte. Fein organisiert ohne zerbrechlich, vergeistigt ohne lebensschwach zu sein, ist er mit einem Gleichgewicht ausgestattet, dass er fast wie ein Wunschbild seines Schöpfers anmutet.

Ansätze zu dieser Gestalt werden schon in der des Narziss sichtbar, aber dieser wird als einseitig Introvertierter gegen seinen Antipoden, den Extravertierten Goldmund abgegrenzt. Knecht dagegen, hält die glückliche Mitte zwischen zwei Flügelfiguren, seinen nächsten Freunden: dem Glasperlenspieler Tegularius, einem wirklichkeitsfeindlichen, ästhetischen Individualisten, welcher, lebte er als Hesses Zeitgenosse, der problematische, ja pathologische Literat und Artist wäre, und dem Weltmann Designori, der in einer Art Hassliebe zu Kasstalien verharrt.

Knechts Charakter und Schicksal decken sich als lautere Einheit; seine Biographie überzeugt psychologisch vollkommen. Dass das Bild der Aussenwelt eine gleiche Deutlichkeit vermissen lässt, lag kaum nur in den Schwierigkeiten des Stoffes, sondern im Stilwillen des Dichters. Wie haben wir uns Kleidung, Einrichtung, Wohnstätten der Ordensleute anno 2200 vorzustellen? Da sie im Materiellen zur Schlichtheit und Askese neigen, darf sich auch der Dichter mit kargen Zügen bescheiden, und so kommt es denn allerdings, dass wir auf weite Strecken unwillkürlich geneigt wären, das Buch um eben so viel zurückzudatieren, als es vordatiert ist. Treten wir aber gelegentlich aus den stillen Bezirken der vita contemplativa ins Weltleben hinaus, etwa in die Zivilisation der grossen Stadt, so vorenthält uns der Dichter ein konkretes neuartiges Daseinsgemälde.

Aber es tut dem Roman kaum Abtrag, dass die Peripherie im Unbestimmten verschwindet. Eher dürfte der Leser vermissen, dass der innerste Kern sich gleichfalls der deutlichen Sicht entzieht, nämlich das Glasperlenspiel selber. Von dessen Entstehung, Auffassung und Sinn ist an unzähligen Stellen die Rede; einmal wohnen wir auch dem grossen Jahresfestspiel bei, einer Art geistiger Olympiade, etwa anno 2200, zu der die Elite von ganz Europa zusammenströmt. Es ist eine

zeremonielle Zelebration, die schon fast ans Kirchliche erinnert, und das Spiel selbst wird einmal als *lingua sacra* bezeichnet. Wir dürfen auch einen flüchtigen Blick auf das kostbare Kästchen und die geheimnisvollen Figuren der Glasperlen selbst werfen, aber wir wüssten es so wenig auszuüben, als einer, der zum erstenmal Brett und Figuren sieht, das Schachspiel.

Weit über dieses hinaus ist es eine hohe Kunst, die lebenslängliche Studien und Vorarbeiten erfordert, auch kann es unter den verschiedensten Gesichtspunkten: pädagogischen, ästhetischen, wissenschaftlichen, philosophischen, als geistvolle Art von Stenographie, als ein Ersatz für Dichtung und Musik, als höhere Mathematik, mit tiefem Ernst oder mit spielerischer Souveränität getrieben werden. Eine Art neuer Sprache des Geistes ist das Glasperlenspiel, recht eigentlich der Ausdruck, die Schöpfung, ja das Symbol dieser zukünftigen Geistigkeit; alle Wissenschaften versucht man in es einzubauen, es wird zur Enzyklopädie, zur Universalsprache, zur eigentlichen Geistessynthese jenes Zeitalters.

Die Hauptsäulen, auf denen es sich aufbaut, sind aber Mathematik und Musik, über deren inneren Zusammenhang Hesses Buch bedeutungsvolle Spekulationen aufstellt, vermutlich von Studien und Ideen angeregt, die heute in Umlauf kommen. Andeutungen und Namen, die auch an die „Morgenlandfahrt“ erinnern, zeigen Hermann Hesse in eine Art esoterischer Musikstudien versponnen, war er doch schon immer ein leidenschaftlicher Freund der Musik. Diese wird im Zeitalter des kastalischen Ordens und eben in seinem Schoss mit wissenschaftlicher und zugleich fast religiöser Ehrfurcht gepflegt.

Die klassische Musik von 1500—1800 wird als die grösste schöpferische Leistung Europas gepriesen, hochgehalten und kultiviert, wenn auch das Enkelgeschlecht selber nicht mehr in ihr zeugericsh ist, sondern als eigene Kunst wie gesagt nur das Glasperlenspiel hervorgebracht hat. Im sagenhaften China, so hören wir, hat die kastalische Zeit ihr Vorbild. Damals „war der Musik im Staats- und Hofleben eine führende Rolle zuerteilt; man identifizierte geradezu den Wohlstand der Musik mit dem der Kultur und Moral, ja des Reiches, und die Musikmeister hatten streng über der Wahrung und Reinhaltung der „alten Tonarten“ zu wachen. Verfiel die Musik, so war das ein sicheres Zeichen für den Niedergang der Regierung und des Staates. Und die Dichter erzählten furchtbare Märchen von den verbotenen, teuflischen und dem Himmel entfremdeten Tonarten, zum Beispiel der Tonart Tsing Schang und Tsing Tse, der „Musik des Untergangs“, bei deren frevelhaftem Anstimmen im Königsschloss alsbald der

Himmel sich verfinsterte, die Mauern erbebten und stürzten, und Fürst und Reich zu Falle kamen..."

Der Roman ist ein Lob der Musik, als einer „Urquelle aller Ordnung, Sitten, Schönheit und Gesundheit“. Und diesem hohen sozialen Wert ist ein individueller Wert ebenbürtig, ist sie doch einer „der Wege zum höchsten Ziel des Menschen, zur inneren Freiheit, zur Reinheit, zur Vollkommenheit“. Josef Knechts Führer, Lehrer und Vorgänger im Amt des Magister ludi, der stille, innige und sanfte alte Musikmeister, mutet wie eine Personifikation dieser Wirkungen der Musik an; und wenn er endlich ganz auf die Sprache verzichtet und in Schweigen versinkt, strahlt etwas von ihm aus, was „wie ein rhythmisches Atmen“, wie eine völlig unmateriell gewordene esoterische Musik empfunden wird.

Knecht selber beginnt als Musiker, und das Glasperlenspiel ist für ihn eine neuere, geistigere, abstraktere Art der Musik. Fast möchten wir Leser bedauern, dass dieses Spiel nicht eine wirkliche Erfindung, sondern nur eine poetische Hermann Hesse ist, allerdings eine geistvolle und bedeutungsschwere, deren Sinn am deutlichsten und poetischsten wohl in dem Gedicht ausgesprochen wird, das den Zyklus von Josef Knechts Jugendlyrik abschliesst:

Musik des Weltalls und Musik der Meister
Sind wir bereit in Ehrfurcht anzuhören,
Zu reiner Feier die verehrten Geister
Begnadeter Zeiten zu beschwören.

Wir lassen vom Geheimnis uns erheben
Der magischen Formelschrift, in deren Bann
Das Uferlose, Stürmende, das Leben
Zu klaren Gleichnissen gerann.

Sternbildern gleich ertönen sie kristallen,
In ihrem Dienst ward unserm Leben Sinn,
Und keiner kann aus ihren Kreisen fallen,
Als nach der heiligen Mitte hin.

Das letzte Kapitel der Biographie Josef Knechts ist „Die Legende“ überschrieben. Der Chronist verzichtet auf die eigene Darstellung mit der Begründung, sie könnte ihm doch nicht besser gelingen, als die Legende vom Glasperlenspielmeister, welche beim Orden in vielen Abschriften zirkulierte, und vermutlich ein paar bevorzugte Meister des Dahingeschiedenen zu Verfassern habe. Aber die Stilmittel, mit denen der geheimnisvolle Aufbruch Knechts aus dem Orden in die Welt, und sein rascher und unerwarteter Hingang aus dem Leben, bevor er in dieser Welt überhaupt recht Fuss gefasst hat,

dargestellt werden, sind dieselben wie zuvor, die Darstellung bleibt mehr eine psychologische nahtlose, als dass sie zu einer fromm-legendenhaften, die Realität legendär überhöhen würde. Unter einer Legende verstehen wir doch vor allem eine an Gestalten und Begebenheiten anknüpfende Schöpfung fromm webender, gläubiger Phantasie, und sicher werden wir von einer Legende weit eher eine Bekehrung von der Welt, als eine solche zur Welt erwarten.

Mindestens vom Standpunkt der kastalischen Ordensbrüder aus steht Josef Knecht am Ende als problematische Erscheinung da, als ein Ausbrecher aus der wohlgefügten Hierarchie des Ordens, wenn nicht gar als Abtrünniger und Ketzer. Gerade den unbedingten Glauben hat er verloren, und damit erscheint ihm Kastalien, das Glasperlenspiel und sein eigenes Amt in einem fragwürdigen Licht. Diese Einsicht bewegt sein Gewissen, das Amt des Glasperlenspielmeisters niederzulegen. Ein anderes wird ihm versagt, obwohl er sich anerboten hat, ein niedrigeres anzutreten, das seinem demütigen Bedürfnis zu dienen und seinem eigenen Namen „Knecht“ entspricht: Wie vormals seinen eignen alten Lehrmeister, so drängt es ihn zu den Anfängern und Adepts, weil sie als die Jüngsten noch die Bildsamsten sind, dem natürlichen Leben noch am nächsten stehen, und einst die Zukunft Kastaliens gestalten werden. Denn um diese Zukunft ist dem Meister bang. Sein witternder Instinkt, sein unbeirrbarer Blick entdeckt die Züge des Alterns in der hochgezüchteten Gemeinschaft.

Josef Knechts Austritt aus dem Orden ist die Überraschung in der Linienführung des Romans. Erst zurückblickend entdeckt der Leser mit Bewunderung, durch wie feine psychologische Kunst diese Wendung vorbereitet war, sodass sie nun völlig glaubwürdig und überzeugend wirkt. Sie belebt nicht nur die Spannung der Handlung, welche während des langsamem und geradlinigen Verlaufes abwechslungsüchtigen Lesern abhanden gekommen sein dürfte, sondern diese Wendung eröffnet vor allem, nachdem wir die pädagogische Provinz gründlich durchwandert haben, einen neuen, weiteren Horizont.

Es hatte den Anschein, als ob Hermann Hesse, der in seiner zweiten Schaffenshälfte erstaunlich kühn in alle gegensätzlichen Bezirke des Menschlichen, ja des Allzumenschlichen und Dämonischen ausgeschweift war, sich mit dem „Glasperlenspiel“ beruhigt und gesättigt, in friedlicher Resignation in die vita contemplativa still gesammelter Altersweisheit zurückgezogen, der Weite und Freiheit abgesagt, und das Heil im Glaubensbekenntnis an eine reine kastalische Geistigkeit gefunden habe. Das wäre der Standpunkt und die Haltung des Ordenshauptes Alexander. Aber nein. Zwischen Alexander und seinem Nächsten

unterstellten, dem Glasperlenspielmeister Josef Knecht hebt nun eine geistig bedeutende Auseinandersetzung an, der die Auseinandersetzung in Knechts eigenem Innern vorausgegangen ist. Und wir spüren, der Verfasser hält gegen den „rechtgläubigen“ Alexander zu dem ketzerischen Josef Knecht.

Dieser entdeckt die Anzeichen der Ueberalterung im Orden, just weil er selber in Herz und Kopf seinen Jahren zum Trotz noch jung, wach und elastisch ist. Wenn die Unruhe ihn packt, so nicht als ein Rückfall in unausgelebte subjektive Triebe und persönliche Freiheitsbedürfnisse. Vielmehr ist es eine edle Unruhe aus Verantwortlichkeitsgefühl, die sinnende Sorge um das Rechte, und sie gilt nicht bloss dem Orden, sondern der Lebensallgemeinheit. Nicht umsonst ist er aus der Geistesschule des grossen benediktiner Historikers Jakobus mit Einsichten in die Relativität alles geschichtlichen und politischen Geschehens hervorgegangen. Um die Stellung und Funktion Kastaliens in Beziehung auf das allgemeine Leben der Zeit dreht sich das Rundschreiben, das er an die Ordensleitung richtet. Er fordert den Orden zur Selbstbesinnung und Neuorientierung auf, indem er die Umstände und Antriebe seiner Entstehung in Erinnerung ruft.

Manche historischen Gebilde scheinen eben erst auf den Gipfel gelangt zu sein, wenn bereits in untergründigen Schichten neue Voraussetzungen eingetreten sind, die sich erst viel später als Katastrophe herausstellen. So sieht Knecht den blühenden kastalischen Orden bedroht, und zwar von aussen und von innen her. Aeussere Bedrohung, und zwar nicht bloss des Friedens, sondern der Freiheit und des Lebens, ahnt er im Nahen kritischer Zeiten, in einer Gefahr von Osten her, gegen die auch der Neutralitätswille des Staates sich als ohnmächtig erweisen dürfte. In einem Zustand des Existenzkampfes aber, so sieht er voraus, werde der Staat und die öffentliche Meinung die kastalische Provinz als einen schönen Luxus empfinden, den man sich nicht mehr leisten könne. Die Allgemeinheit ist der Nährboden und Baugrund des Ordens, und ihren Erschütterungen wird auch er ausgesetzt sein. So gelte es, sich dessen wieder bewusst zu werden, dass auch der Orden, dieser kleine geistige Staat im Staat, und seine unpolitischen Geistigen wider Wissen und Willen doch mit zur Politik gehören.

Die innere Bedrohung aber, in einer Krise, wo die Welt sich anschickt sich zu verjüngen, kommt aus dem Altersprozess, der spröden Erstarrung und brüchigen Versteifung, und er zeigt sich in einer Art Selbstgenügsamkeit, die sich zur Selbstgefälligkeit und Hybris des Geistes steigert und zur Abkapselung von der Lebenswirklichkeit und Lebensallgemeinheit, zum Inzest, zum Narzissismus, zur hochmütigen Einsam-

keit, zum Spezialistentum und Virtuosentum, zum allmählich steril werdenden und steril machenden ästhetischen Formenspiel führt. Gerade das Glasperlenspiel ist hierin bedroht.

Kurz, das Rundschreiben Knechts ist der Warnruf des Weitsichtigen und Witternden, Weckruf zugleich an die zu sehr nach innen Gekehrten, ihr Augenmerk nach aussen zu wenden.

Selber hatte er es längst als seine Aufgabe erkannt. Aber er hatte eingesehen, dass diese Auflockerung aus der Starre, diese Rückbindung an die Nährquellen des Lebens nicht gelingen wollte, und hatte auch von seinem Rundschreiben und der Auseinandersetzung mit dem Ordensmeister Alexander kaum etwas anderes erwartet, als was eintrat, nämlich die höfliche und bedauernde Ablehnung seiner Ideen, welche ihm aus Verständnislosigkeit als Untreue und Abfall auslegt, was geistige Ueberlegenheit und innere Notwendigkeit war.

Wir nehmen Partei gegen Alexander und für Knecht, als den Vertreter der höheren Werte. Mag jener vermeinen, der Weisheit letzten Schluss gefunden zu haben, und dieser ein Sucher bleiben wie Hesses andere Gestalten, so ist er doch nichts weniger als ein Irrender, der sich am Rande der Verzweiflung zur Umkehr gezwungen sähe. Vielmehr gleicht er einem gefestigten und hochgemuteten Bergsteiger, den die Erkenntnis, dass er noch nicht auf dem Gipfel angelangt ist, weder zum Erlahmen und Stillstand, noch zur reuigen Umkehr bringt, sondern der sich den Mut und die Kraft zutrauen darf, in anderer Richtung weiter zu klimmen.

Knecht verwahrt sich mit Recht gegen seinen Vorgesetzten, als problematische Natur gewertet zu werden. Als solche ist im „Glasperlenspiel“ eigentlich nur Tegularius anzusprechen, allenfalls noch Designori, alle andern Gestalten stehen im Gleichgewicht. Wir brauchen bloss an die Periode des „Steppenwolf“, „Klingsor“, „Klein und Wagner“, ja sogar an Hesses erste Gestalten zurückzudenken, um inne zu werden, wie erstaunlich weit er sich aus der Sphäre der pathologischen und problematischen Naturen herausgefunden hat. Was sich in der Gestalt des Siddhartha schon ankündigte, eben das ist der Zauber, der von Josef Knecht ausgeht: Die Haltung die Sicherheit, eine liebenswürdige, überlegene Heiterkeit.

Als die Ordensleute mit kopfschüttelndem Bedauern ihren magister ludi ziehen lassen, und er zu Fuss, wie einst als unbeschwerter Studiosus, seiner neuen, freiwillig gewählten Bestimmung in der Welt draussen entgegenwandert (er will vorerst den begabten Sohn seines weltlichen Freundes Designori erziehen), da „war ihm alles wieder neu, geheimnisvoll und vielversprechend.....“ die Glut der Freiheit und Selbstbestimmung durchflutete ihn.“ Die Fähigkeit und Gnade der

Wandlung ist ihm eigen. Und Hermann Hesse konnte sie ihm nur verleihen, weil er sie sich, den Jahren zum Trotz, selbst erhalten durfte.

Er will also keine Heilslehre verkünden mit dieser Idee des utopischen geistigen Ordensstaates. Er hat das Absolute nicht gefunden, noch einmal erweist er sich als der Relativist, als den wir ihn je und je gekannt haben. Von neuem gleitet er zurück ins Problematische, reisst sich los von den Ankerketten, wird wieder zum Schweifenden, Heimatlosen, Unbehausten. Aber das ist doch nur die Schattenseite seines Relativismus, dieser geht aus vom Licht seines Erkenntnisgutes, und es muss durchaus positiv bewertet werden, dass er ein billiges Sichabfinden mit Halbwahrheiten, einen voreiligen Autoritäts-glauben verschmäht, und dass die innerste Triebfeder in ihm elastisch geblieben ist, nämlich der Drang zu Transzendieren.

Hesses Gestaltenwelt gipfelt im Glasperlenspielmeister. Nicht eben ein Heiliger, weniger noch ein Held ist er, ein Weiser vielmehr, am weitesten vorgeschritten auf dem Wege der Individuation und dem Heimwege aus ihr hinaus, kurz, auf dem Wege zur Vollkommenheit. Dass diese Gestalt eindrücklich und glaubwürdig gelang, das ist wohl der dichterische Hauptgewinn des neuen Werkes und darüber hinaus ein Zeugnis von Hesses eignem seelischen Fortschritt.

Die Problematik, von der die Rede war, ist also nicht die seine, sondern die aller irdischen Bemühungen und Bewer-tungen, die Relativität aller Haltungen, Bekennenisse, Lehren. Hesse gehört, nicht unähnlich Rilke, zu denen, die auf der Hut bleiben, ihre jeweiligen Erkenntnisse als absolute Wahrheiten und endgültige Glaubenssätze auszugeben, denen vielmehr als der Weisheit letzter Schluss das Unterwegsbleiben erscheint. „Wohin gehen wir denn? Immer nach Hause“ — diesem Lieblingswort seines Lieblingsdichters Novalis ist er treu geblieben. Nur das Ziel hat sich als noch unabsehbarer erwiesen. Und Weg wie Ziel sind kein Aeusseres, sondern ein Inneres. „Jeder von uns ist nur ein Mensch, nur ein Versuch, ein Unterwegs. Er soll aber dorthin unterwegs sein, wo das Vollkommene ist, er soll ins Zentrum streben, nicht an die Peripherie.“

„Transzendieren“ hatte der Titel eines Jugendgedichtes von Knecht gelautet, und wenn er es nachträglich in „Klage“ abgeändert hat, so deutete der philosophische Terminus doch das Gesetz an, dem er sich von jeher verpflichtet wusste, und das nun auch sein neues „Erwachen“, seine neue Richtung bestimmt.

Dem Weg zum Selbst, zur Vollkommenheit bleibt er treu, auch wenn er nun den klösterlichen Orden mit dem freien

Leben in der Welt vertauscht. Denn der Seele tut es bald mehr not, sich der Welt zu, bald sich von ihr abzukehren, chinesisch gesprochen muss sie abwechselnd im Yang und im Yin, mit Goethes Symbolen ausgedrückt in der Diastole oder Systole leben. Und so sieht jetzt Knecht, nach langer Introversion als Ordensmann, die fruchtbare Entwicklungsrichtung, um es psychologisch zu formulieren, in einer Extravertierung. Das ist ein altes und immer neues Hauptthema Hesses. Wenn er, der sein Ich in Hälften aufzuspalten, seine Individualität zu teilen und in polaren Gestalten darzustellen nicht müde wird, etwa Narziss und Goldmund als Vertreter introvertierter und extravertierter Haltung einander gegenüber gestellt hatte, so wird im „Glasperlenspiel“ innerhalb der Seele des Einen Josef Knecht Narziss, der er so lange gewesen, sozusagen von Goldmund abgelöst. Nicht endgültig zwar, sondern, so müssen wir uns vorstellen, nur einstweilen. Sollte diese Seele eine spätere Inkarnation eingehen, so dürfte der Pendel wieder nach der andern Seite ausschwingen. Denn beides sind gleichwertige Pole, und zwischen ihnen vollzieht sich immer neu der Lebensprozess. Erst jenseits dieser Pole liegt die Einheit. Es ist die Klage um das ewig menschliche Sich-bemühen und Transzendieren, welche dem ersten Gedicht des Jünglings Knecht das Thema gibt.

Uns ist kein Sein vergönnt. Wir sind nur Strom.
Wir fliessen willig allen Formen ein:
Dem Tag, der Nacht, der Höhle und dem Dom.
Wir gehn hindurch, uns treibt der Durst nach Sein.

So füllen Form um Form wir ohne Rast,
Und keine wird zur Heimat uns, zum Glück, zur Not.
Stets sind wir unterwegs, stets sind wir Gast,
Uns ruft nicht Feld noch Pflug, uns wächst kein Brot.

Wir wissen nicht, wie Gott es mit uns meint,
Er spielt mit uns, dem Ton in seiner Hand,
Der stumm und bildsam ist, nicht lacht noch weint,
Der wohl geknetet wird, doch nie gebrannt.

Einmal zu Stein erstarrn! Einmal dauern!
Danach ist unsre Sehnsucht ewig rege,
Und bleibt doch ewig nur ein banges Schauern,
Und wird doch nie zur Rast auf unsrem Wege.

Bei allem Hin und Her durch das Terrain des Lebens kommt die Seele dennoch, wie der mühsam im Zickzack vordrängende Bergsteiger, ihrem Ziele näher; „höher“, um im Bilde zu bleiben; „tiefer“ liesse sich mit einer andern Metapher eben-

sowohl sagen, tiefer nämlich durch den Schacht in den eigenen Kern hinein.

Und damit biegt das „Glasperlenspiel“ in altvertraute Gedankengänge zurück, ja in den eigentlichen Bezirk des Glaubens oder doch religiösen Ahnens, dem Hesse schon in seinem „Siddhartha“ Ausdruck zu geben versucht hatte. Wenn er solche Bekenntnisse seiner dichterischen Sprache anvertraut, so gewiss darum, weil er sie zur Uebermittlung an andre weit eher fähig hält, als eine begrifflich philosophische Ausdrucksweise, die sich abstrakter termini wie „transzendentieren“ bedienen würde. Aber keine Sprache scheint ihm wirklich ausreichend zur Wieder- und Weitergabe des geheimnisvollen inneren Erfahrens und Wissens. In seiner indischen Legende ist es kein Geringerer als Buddha selbst, der dem jüngeren Sucher Siddhartha bestätigt, dass es eine Nachfolge in den Stäufen eines andern, auch in den seinen, eigentlich nicht geben kann, ja nicht einmal ein gemeinsames Ziel, insofern nämlich jede Seele in ihren ureigenen Kern hineinwandern muss.

Dem entspricht die Ueberzeugung des alternden Knecht, es gehe beim Reifeprozess der Seele „nicht um die Wahrheit und die Erkenntnis, sondern um die Wirklichkeit und deren Erleben und Bestehen... Man fand nicht Gesetze dabei, sondern Entschlüsse, man geriet nicht in den Mittelpunkt der Welt, aber in den Mittelpunkt der eigenen Person. Darum war auch das, was man dabei erlebte, so wenig mitteilbar, so merkwürdig dem Sagen und Formulieren entrückt; Mitteilungen aus diesem Bereich des Lebens schienen nicht zu den Zwecken der Sprache zu zählen. Wurde man ausnahmsweise dabei ein Stück weit verstanden, dann war der Verstehende ein Mann in ähnlicher Lage, ein Mitleidender oder Miterwachender.“ Und auf die Gewissensfrage des Ordensmeisters, ob Knecht jemals gedacht habe, seine Erweckungen seien so etwas wie Offenbarungen höherer Mächte, Mitteilungen oder Anrufe aus Bezirken einer objektiven, ewigen oder göttlichen Wahrheit, betont er in seiner Antwort wiederum die Wucht und Ueberzeugungskraft der subjektiven Wirklichkeit und das Unvermögen, „in Worten auszudrücken, was sich doch den Worten stets entzieht; rational machen, was offenbar ausser-rational ist“.

Dies mystische Erleben ist der Augenpunkt der Perspektive, der selber unerkennbar ferne ist, auf den aber die Linien der Gestaltung in diesem Erzählwerk ausgerichtet sind, und der Dichter lässt sich dabei von einer Gesinnung leiten, die man mit ungefähr gleichem Recht als Weisheit, Frömmigkeit, amorfati oder Religiosität andeuten kann.

Lieder in einem Roman einzuflechten, ist ein Lieblingsbrauch der Romantik und liegt einem Erzähler, der wie Hesse von ihr herkommt und gleichzeitig selber begnadeter Lyriker ist, besonders nahe. Die weitgedehnte Landschaft eines Romans mit Novellen zu durchwirken wie mit abgeschlossenen Parks und Gärten, die aber doch den allgemeinen Charakter dieser Landschaft nicht verleugnen dürfen, — auch das ist eine alte Uebung, es sei nur an die von Hesse selbst herangezogenen „Wanderjahre“ Wilhelm Meisters erinnert. Im „Glasperlenspiel“ verhält es sich allerdings nicht etwa wie bei Eichendorff, wo eine epische Situation von lyrischer Stimmung dermassen geschwängert ist, dass sie sich in Liedern unmittelbar entlädt, oder dass die Gestalten des Romans bei passender Gelegenheit etwa mündlich Geschichten austauschten.

Die Verse und Erzählungen werden vielmehr als dichterische Werke des Glasperlenspielmeisters Knecht geboten, Jugendwerke übrigens, wenn sie auch nicht eben jugendliche Züge tragen, sondern von einer solchen frühen Weisheit und Reife zeugen, dass wir sie sogar ihm kaum zugetraut hätten. Und wenn er auch ein durch und durch musischer Mensch ist, überrascht uns doch die sinnliche Fülle seines Erzählertums, der innere Reichtum seiner Vorstellungswelt als Kontrast zu der Enthaltsamkeit und schlichten Zucht seiner Lebensführung. Ein von Hermann Hesse gewiss mit vollem Bewusstsein beabsichtigter Kontrast, ein sehr singulärer Fall des Nebeneinanders zweier gegensätzlicher Erzählstile, eines geistig und eines sinnlich gerichteten, eines asthenischen und eines pyknischen möchte man vergleichsweise sagen.

Der Chronist von Knechts Biographie nennt dessen Nachgelassene Schriften den vielleicht wertvollsten Teil seines eigenen Buches. Ob ihm Hesse damit seine eigne Meinung unterschiebt oder nicht, — sie dürfte die aller Leser sein, welche mehr aufs künstlerisch Poetische, als aufs rein Geistige eingestellt sind. Diese zweihundert Seiten in dem viermal umfangreicherem Ganzen völlig befriedigend unterzubringen, mag eine nicht restlos zu lösende Aufgabe gewesen sein. Sie sind am Schluss angefügt, sozusagen ins Schlepptau genommen; man kann es aber auch so empfinden, dass sie das Werk wie einen schlank aufgeschossenen, blätterarmen Stengel mit einer unerwartet üppigen Blütendolde krönen.

Ihre Ansatzstellen liegen allerdings weit zurück in Knechts Jugend. Bei den Kastaliern herrschte nämlich der alte Brauch, dass die begabten Zöglinge am Schluss ihrer Studienjahre, sozusagen als höchstes und freistes Zeugnis ihrer Geistesreife, einen Lebenslauf zu schreiben haben, in gewissem, wenn auch nur übertragenem Sinn das eigne Curriculum vitae. Sie haben

ihre eigne Person als Maske, als vergängliches Kleid einer Entelechie zu betrachten und in eine vergangene Zeit, eine fremde Kultur, eine veränderte Lage zu versetzen, wobei, nicht als Credo, aber als Hypothese, ein Rest des alten Seelenwanderungsglaubens in diesem Spiel der Imaginationskräfte fortwirkt.

Josef Knecht suchte sogar drei solcher Praeexistenzen, indem er sich zuerst als „Regenmacher“ in die Vorzeit primitiver Stämme versetzt, hierauf als „Beichtvater“ zu den Büßern und Heiligen des Frühchristentums nach Palästina, um dann als Königsohn einen wechselvollen „Indischen Lebenslauf“ zu bestehen, der um die Vorstellung der Maya, der Welt als Erscheinungstrug kreist.

Der Biograph berichtet, dass das Material und die Vorstudien zu einem vierten Lebenslauf Knecht über den Kopf gewachsen seien. Er wäre darin in einem konkreten Milieu des 18. Jahrhunderts aufgetreten, nämlich als schwäbischer Theologe, der den Kirchendienst mit der Musik vertauscht, ein Schüler Johann Albrecht Bengels, ein Freund des magischen Prälaten Oettinger und eine Weile Guest der Gemeinde Zinzendorfs. Schade, dass uns Knecht — und damit Hesse — diese fingierte Vita schuldig geblieben ist, sie wäre seine einzige historische Erzählung geworden. Uebrigens wird der merkwürdige Gelehrte Bengel zufolge seines Planes, in einem enzyklopädischen Werke alles Wissen seiner Zeit symmetrisch und synoptisch auf ein Zentrum hin zu ordnen und zusammenzufassen, als ein heimlicher Vorläufer und Ahne des Glasperlenspiels bezeichnet.

Die drei fertigen Erzählungen könnten für sich bestehen. Zumal der „Regenmacher“ dürfte zu Hesses thematisch interessantesten und durch die Kraft des Sichhineinversetzens in eine fremde Welt eindrücklichsten Gestaltungen gehören; der „Indische Lebenslauf“ lockt unwillkürlich zum Vergleich mit „Siddhartha“ und Stefans Zweigs indischem Legende „Die Augen des ewigen Bruders“.

Der Wert übertrifft aber die Summe dieser drei Stücke dadurch, dass sie einen Zyklus bilden, der in Variationen das Hauptthema — und zudem viele Einzelmotive — des Romans abwandelt und entfaltet. Die auch schon von andern Autoren wie Arnim, Gjellerup oder Albert Steffen aufgegriffene Idee, eine Seele auf dem Weg ihrer Metempsychose zu begleiten, ist geistig wie künstlerisch ergiebig. Erst recht, wenn die Monade, wie im Falle Josef Knechts, der Typus, das Urbild des geistigen Menschen ist. Ihre Reaktionen sind verschieden, je nach der Beschaffenheit der Epochen und Kontinente, in die sie hineingetaucht wird, je nach den geistigen Entfaltungsmöglichkeiten, die ihr der jeweilige Menschheitszustand gewähren kann.

Ob diese Seele, die von Uranlage ein hohes Karat der Empfindung und die latenten Möglichkeiten religiöser, dämonischer, musischer Auswirkung mitbringt, sich durch ihre Inkarnationen auch noch entwickelt und läutert, scheint in den fingierten Lebensläufen noch unentscheidbar. In Gestalt des Josef Knecht anno 2200 ungefähr scheint sie gegen die Gefahren eines tiefen Verstricktwerdens in Maya, in sinnliche Irrwege und Leidenschaften, als Gegengewicht eine seltene Ueberlegenheit, Zucht, Ausgeglichenheit und hohe Heiterkeit ausgebildet zu haben. Dennoch, ob sie nach so langem Unterwegs „am Ziele ist“, macht die Wendung vor Knechts jähem Tod fraglich, und auch der Dichter würde es, darüber interpelliert, wohl offen lassen, steht er doch dem Endgültigen, Absoluten in scheuer Ehrfurcht gegenüber als ein Mann, nicht des greifbaren Credo, sondern der ahnenden Hoffnung.

Er hat viele seinesgleichen unter den Zeitgenossen, überallhin zerstreut wohnt eine heimliche Gemeinde von „Kastaliern“ und Kastalienfreunden. Gerade sie sind heute die guten Leser, und sein aus der Sehnsucht der Gegenwart gewachsenes Buch, das mit seiner milden Ueberlegenheit und geheimnisvollen Tiefe alle Vorzüge eines bedeutenden Alterswerkes vereinigt, wird ihnen ans Herz wachsen.